

Reisezeitgeschichte. Europa – Stadt – Reisende

Tagung über Exkurse zwischen Berlin, Paris und Moskau 1918-1938 und darüber hinaus
Osnabrück, 15. bis 16. Juni 2006

Das Interesse an Reisen und Reiseberichten hat sich in der deutschen Forschung seit etwa drei Jahrzehnten stetig intensiviert und gewandelt. Es scheint so beweglich wie sein Gegenstand. Zunächst dominierte ein sozialgeschichtlicher Blick, der an den Reiseberichten Alltags- und Ortserfahrungen aufdeckte, die in anderen Quellen vernachlässigt waren. Später entfaltete sich diese Perspektive im Zeichen ethnologischer und gender-theoretischer Fragestellungen und erfasste damit die Stereotypen, Interdependenzen und Paradoxien von Eigen- und Fremdwahrnehmung (s. auch die französische Forschung zu den „regards croisés“) sowie die Spezifik weiblichen Reisens (s. die Arbeiten von Annegret Pelz). Solche Ansätze haben sich schließlich weiter entgrenzen lassen zu Studien über die Typen der Neugier der missionarisch, kolonial-militärisch, explorativ und/oder merkantil inspirierten europäischen Reisen zu den außereuropäischen Kulturen der Welt sowie zu der vertrackten Rhetorik und Semi-Fiktionalität der Reiseberichte, ihrem Status als didaktisch-publizistisch motivierte schöne Prosa. Zumal die herausragenden schreibenden deutschen Forschungsreisenden des 18. und 19. Jahrhunderts – Georg Forster und Alexander v. Humboldt – haben in den letzten Jahren nicht nur in den Grenzen der Germanistik ein erheblich Interesse auf sich gezogen.

Schlechter als um die Reiseberichtsforschung scheint es um dasjenige zu stehen, wovon sie ausgeht. Wohin die Reise geht, weiß heute virtuell jeder, bevor er sie antritt. Die global vernetzte Welt kennt keine „terra incognita“, ist immer zugänglich und überall betrachtbar. „Il est possible que voyager n'ait plus aucun sens si l'on veut malgré tout conserver à ce mot sa fraîcheur d'inconnu.“, hieß es kürzlich im Editorial einer französischen Zeitschrift.¹ Die Siegesmeldung über die endlich erreichte Vereinheitlichung des Globus beunruhigt nicht nur diejenigen, die in den deutlich schlechter angeschlossenen Vororten des „Global Village“ leben. Bald sehen deren Bewohner sich doppelt betrogen: einerseits um die Gleichheit der Zugangschancen, die sie angeblich schon haben, andererseits um die Spezifik ihrer Lebenskontexte, die von der Globalisierungsdynamik überrollt werden. Diese Skepsis erfahren auch diejenigen, die von der Ersten aus die so genannte Dritte Welt bereisen. Sie bewegen sich in einem unglücklichen Rahmen. Seine vier Ecken sind: die Erleichterung, in der Fremde alles so zu finden, wie es sie von zu Hause kennen, und die Enttäuschung darüber, der Wunsch, in der Fremde alles nicht so finden, wie sie es von zu Hause aus kennen, und die Angst davor.

Hat das Reisen noch einen Eigensinn, der kein redundanter wäre? Warum um die halbe Welt fliegen, um auch am Zielort „BBC World“ zu sehen, „Radio France International“ zu hören oder „Spiegel Online“ anzuklicken? Wohin mit Elan und Aufwand aufbrechen, wenn, einer These Boris Groys' zufolge, jede große Stadt demnächst ein (wenn auch je anders strukturierter) Fleckenteppich aller Weltkulturen sein soll, ihr „China Town“ haben wird, ihre amerikanische „Suburb“ und vielleicht ihr „Little Europe“? Ist Benjamins Wort von der Verlogenheit, die im Reisen steckt,² inzwischen so wahr geworden, dass es banal klingt? Diese Fragen sind

¹ M.[ichel] C.[répu]: „Éditorial“, in: Revue des deux mondes, juillet-août 2006, [Themenheft: Voyager, méditer], S. 5 f., Zit. S. 5.

² Walter Benjamin: Einbahnstraße. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 17.-18. Tsd. 1982, S. 122.

natürlich rhetorisch. Offensichtlich erzeugt die Globalisierung als ihre eigene innere Gegenbewegung ein weltweites Verlangen nach Diversität und Alternativen zur drohenden Verarmung und Nivellierung. Wer reist, verspricht sich von der Fortbewegung und von seinem Ziel etwas, was das Verharren an seinem bisherigen Platz nicht bieten zu können scheint. Die Zahl derjenigen, die sehen, dass sie einen solchen Grund zur Reise haben, ist größer denn je.

Medienkulturell inspirierte Abwanderung zu den bestvernetzten Zentren der postkolonialen Welt, ökonomisch angetriebene Migration im interkontinentalen Maßstab, das sind Entwicklungen insbesondere der letzten 30 Jahre. Angedeutet haben sie sich schon in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, deren innereuropäische Reisen Gegenstand eines von der VW-Stiftung geförderten Forschungsprojekts waren, das von dem Germanisten Walter Fähnders, den Romanisten Wolfgang Asholt und Wolfgang Klein (alle Universität Osnabrück) und dem Slawisten Wolfgang Stephan Kissel (Universität Bremen) geleitet wurde. Sein Augenmerk galt häufig politisch motivierten, allemal kulturpolitisch interessierten Erkundungen von schreibenden Reisenden zwischen Moskau, Berlin und Paris in den Jahren 1918 und 1938. Unausweichlich waren das innereuropäische Zeitreisen, Exploration der sichtbar-atmosphärisch vor Ort zu erfahrenden Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft eines Europa, das mit dem Ausgang des Weltkriegs aufgehört hatte, das altvertraute, traditionell weltbeherrschende zu sein. Von da her beschreiben diese Reisen Orientierungspunkte auf der „Mental Map“ eines verunsicherten Kontinents, der seinen neuen Ort sucht und sich gegenüber neuheraufziehenden fremd wirkenden Hegemonien behaupten muss: gegenüber dem neuen weltpolitischen Gewicht Amerikas (der USA) und „Asiens“ (der Sowjetunion) wie gegenüber den sozio-kulturellen Transformationen durch den Imperativ neuer Verkehrs- und Produktionstechnologien, neuer Techniken der Bild- und Schriftübermittlung und neuer Formen der arbeitgesellschaftlichen Organisation. Das Projekt fokussierte dabei auf die drei Hauptstädte, die in diesen Jahren unbestritten die bevorzugt konsultierten Indikatoren des europäischen Zustands waren. Da es nicht schlankweg pragmatische Mobilitäts- oder Verkehrsgeschichte im Sinn hatte, richtete sich sein Interesse zunächst auf die schriftlichen (von dort aus auch auf die kulturellen und künstlerischen) Sedimentierungen der damaligen Bereisung von Moskau, Berlin und Paris und die darin sich abzeichnende Wahrnehmung dieser Metropolen. Mit der öfter vertretenen als beherzigten Programmatik einer Reiseberichtsforschung von Blickkreuzungen – eben eines Ansatzes, der „regards croisés“, wechselseitige Fremdheitszuschreibungen zwischen mehreren Orte, erfasst – hat es auf dankenswerte Weise ernst gemacht: in allen sechs Richtungen (Moskau von Paris aus gesehen, Paris von Moskau aus, usw.) – und darüber hinaus. US-Amerikanische, britische, italienische, spanische Reisen nach oder von Berlin und Paris und Berichte über diese Reisen kamen ins Spiel; und neben Moskau trat das andere städtische Zentrum der russischen Literatur: St. Petersburg.

Ebenso modellhaft nimmt sich die Verwirklichung des Projektierten aus. Innerhalb von knapp zweieinhalb Jahren haben die Forscher drei Kolloquien auf die Beine gestellt, von denen die beiden ersten (die 2004 in Osnabrück bzw. Cerisy stattfanden) bereits als Aufsatzbände dokumentiert sind.³ Weitere Arbeiten, die aus dem Projekt hervorgegangen sind: Dissertationen über „Reisen zwischen den europäischen Metropolen der Zwischenkriegszeit“ (Inka Zahn), „Paris in der deutschsprachigen Literatur des entre-deux-guerre“ (Hendrik Weber) und Republikanische Reiseberichte aus dem Spanischen Bürgerkrieg (Rüdiger Reinecke) stehen vor dem Abschluss. Hinzu kommen Veröffentlichungen zweier russischer Mitarbeiter des Projekts: Galina Time und Evgenij Ponomarev.

Die Vorträge der Abschlusstagung, die nun am 15. und 16. Juni 2006 unter dem Titel „Europa – Stadt – Reisende“ an der Universität Osnabrück stattgefunden haben, waren auf gewinnende Weise kenntnisreich,

³ Berlin, Paris, Moskau. Reiseliteratur und die Metropolen, hgg. Walter Fähnders, Nils Plath, Hendrik Weber u. Inka Zahn. Bielefeld: Aisthesis, 2005; Die Blicke der Anderen. Paris - Berlin - Moskau, hg. Wolfgang Asholt u. Cluade Leroy. Bielefeld: Aisthesis, 2006.

sachlich und intensiv. Tonangebend dafür war die key note speech von *Erhart Schütz* (Humboldt Universität Berlin) über „Berlin-Darstellungen als Paradigma für eine europäische Moderne“. Schütz entfaltete ein breites, plastisches und detailliertes Panorama der literarisch-zeitdiagnostischen Berlin-Darstellungen zwischen dem Ende des Ersten und dem Beginn des Zweiten Weltkriegs. Es verband grelle Momentaufnahmen mit kulturhistorischen Narrationen, die an das von der heutigen Tourismusforschung diskutierte Konzept einer „Biographisierung der Stadt“ anzuschließen sind. Nach 1918 erschien Berlin, zumal den aus der Fremde Angereisten, als das Experimentierfeld eines aufgelassenen Nationalismus. Galten die modernen Metropolen überhaupt als Schule zur (Schärfung der) Wahrnehmung des Heterogenen, so besonders Berlin, das von vorbeiziehenden wie verharrenden Besuchern, Reiseschriftstellern wie Korrespondenten als amerikanisierte Stadt, von dem aus dem sowjetischen Russland ausgereisten Andrej Belyi gar als neues Afrika beschrieben wurde. Die Schlagworte schwirrten durch die Blätter: Berlin als Betrieb und Fabrik, als Stadt des Tempos, in der selbst das Vergnügen eine Industrie, die Freizeit zur Arbeit wird (das heißt heute: Stress in der Multioptiongesellschaft). Daneben und danach: Berlin als Fokus der Weltwirtschaftskrise, als hypermobiles Nomadenlager, als Ort und Quelle einer plurikulturellen Modernität. Französische Beobachter (Félix Bertaux und Jean Giraudoux) zeigten sich von den Berliner Nudisten verblüfft und Giraudoux schrieb ihnen einen vorgesellschaftlich-paradiesischen Status zu. Was auch zeigt, dass alle Angereisten zuerst und bevorzugt das ihnen Fremde bemerken und bald dazu neigen, es zum (den darin Befangenen unbewussten) Symptom des allgemeinen Zustands zu erklären, in dem sich der fremde Ort oder gar der von ihm aus neugesehene Kontinent befinden soll. Die Angstlust und Emphase dieser Zuschreibung stehen jedoch im Schatten zweier Weltkriege. Um 1940 erscheint Berlin beiden, der NS-Heerführung wie der sie bekämpfenden Allianz, als das Zentrum Europas. Infolgedessen wurde eine gewisse Abwendung vom Berlinischen, einem Wort Peter Esterhazys, zum Fundament des geteilten Nachkriegseuropa. Was nun, nach 1989/90? Vorsichtig plädierte Schütz für eine Differenzierung der Rede und Wahrnehmung von Metropolen, die sich nur im Spiel der ihnen eigenen (zugeschriebenen) Unterschieden nebeneinander behaupten könnten.

Einen ganz anderen Zugang wählte *Nils Plath* (Universität Osnabrück). Sein Vortrag zum „Metropolenbesuch als Zeitreise. Stadt Modell Wahrnehmung“ hatte einen fast französisch zu nennenden Theoriestil, der an Roland Barthes erinnert. Plath präsentierte die Stadt, diesen paradigmatischen Orte der Moderne, als ebenso massive wie elusive Erfahrung. Dem Schock ihrer megalomanen Gegenwart liegt eine konstante Vernichtung von Vergangenheitsspuren zu Grunde. Der Vortrag kreiste deshalb um den Begriff der Leerstelle. Dieser scheint geeignet, den Schein der Unabsehbarkeit und Geschlossenheit, den dichte städtische Besiedelung als Raumeindruck suggeriert, geschichtlich zu durchbrechen. Erst so wird im Zeitbild Stadt deren Transitorik und ihre abwesende (zerstörte, überbaute) Vergangenheit erkennbar. In Brechts „Lesebuch für Städtebewohner“ erweist sich die Form des Lebens in dystopischen urbanen Zentren als Schule des Verhaltens in einem Verdrängungskampf, den nur besteht, wer sich und seine Spuren unsichtbar zu machen weiß. Der spurwidrige Zeitraum Stadt drängte, so Plath anhand einer Fernsehdokumentation Harun Farockis aus dem Jahr 1981, im Berlin der Nachkriegszeit zur stadträumlichen Selbstmanifestation. Die zerbombte Metropole verleugnet ihre eigene Urbanität und Modernität, erscheint als landwirtschaftliche Nutzfläche und ruinöse Antike. Plath verfolgte hier die Verbindung der Stadtphysiognomien Werner Hegemanns (*Das steinerne Berlin*, 1930) und Wolf Jobst Siedlers (*Die gemordete Stadt*, 1964). Als Hegemanns Buch herauskam, schien Berlin – etwa in den Augen Giraudoux’ – keinen Wert zu legen auf eine Vergangenheit, die es hätten haben können. Es war zugleich die Zeit, in der Freud wie Benjamin den Erinnerungshof des (großstädtischen) Zeitgenossen archäologisch verstehen: Freud, indem er die Schichtungen und Verwerfungen des Gedächtnisses anhand der vertikal-räumlichen Kopräsenz der Epochen auf dem Boden und in den Spolien-Bauten Roms exemplifizierte,⁴ Benjamin, indem er solch erinnerndes Graben als planvoll-insistentes Wiederholen –

⁴ Vgl. zuletzt Isabell Plathaus: *Höllenfahrten. Die epische Katábasis und die Unterwelten der Moderne*. München: Fink, 2004.

Wiederherausholen, Aufdecken – des im Medium Gedächtnis Versenkten beschrieb. Plath versieht diese Bestimmungen mit einem medienhistorischen Index: das aktuelle geschichtliche Bewusstsein perspektiviert (und wird ko-formiert durch) unseren Blick in den Speicher der Bildmedien. Das Berlin, das sich nach 1945 mehrfach gehäutet hat, wirkte demnach wie das Areal einer doppelten Löschung. Zunächst, kriegsbedingt, großer Teile seiner baulichen Vorgeschichte, dann der Erinnerung daran, dass – und warum und wodurch – sie ausgelöscht wurde. Plaths verwirrend-virtuoser Vortrag schloss mit einem keines Kommentars bedürftigen Bild aus Godards Film „Allemagne Neu Zéro“ (Frankreich 1991). Es zeigt eine große Wandreklame, die anhand bunter Propanflaschen für „Ideen und Gase“ wirbt, aufgenommen in der frühen Nachwendezeit von der Berliner Stadtautobahn aus.

Hierauf suchte *Wolfgang Asholt* (Universität Osnabrück) anhand einer sowohl konkret-topographischen wie abstrakt-theoretischen Karte Antwort auf die Frage, wo für die französischen Autoren der Zwanziger Jahre in Europa – Europa lag. Obwohl jüngere publizistische Befassungen – wie Enzensbergers „Ach Europa!“ (1988) – eine großflächiges weites Europa vorstellen, bevorzugten mindestens die damaligen Reiseberichte einzelne europäischen Städte. Eine Perspektive auf den ganzen Kontinent erschließt sich erst, so Asholts These, dem heutigen Rückblick auf diese Berichte. Asholts Textzeuge Ivan Goll erweist, wie weit europäisches Krisenbewusstsein in das seinerzeitige Schreiben von diesen Metropolen einwirken und doch – nur retrospektiv aufzuhellende – blinde Flecken aufweisen kann. Der 1891 geborene Autor verstand sich zunächst als Verfechter einer Rollandschen Verbrüderung zwischen Frankreich und Deutschland. Die spätere Angefochtenheit dieser Hoffnung ist nachzulesen in seinen Romanen „Der Mitropäer“ (1927; französisch 1928 als „À bas l'Europe“), „Die Eurokokke“ (1927; französisch 1934 als: „Lucifer viellissant“), und „Sodome et Berlin“ (1929). Goll zufolge sollten diese Werke als hybride Verbindungen französischer Form – bei der er sich an surrealistischen Paris-Darstellungen orientierte – und deutschen Gehalts –, man könnte sagen: der paradigmatischen Ideen-Diegese – so etwas wie den Prototyp eines europäischen Romans hervorbringen. Alle Romane beschreiben ein in der Stadt Paris repräsentiertes Europa, das von einem fatalen Bazillus heimgesucht wird und sich seine Genesung davon von einem auswärtigen heilenden Eingriff erhoffen muss. Das Muster der „Eurokokke“ – hier das befallene Paris, dort der US-amerikanische Chirurg – findet sich im Mitropäer aufgefächert zur Rivalität dreier junger (leicht stereotypisierter) Europäer – eines Franzosen, eines Deutschen und eines Russen – um eine Frau. Es obsiegt der Russe, aber die Aussichten, die Goll mit dieser östlichen Eroberung verbindet, scheinen vage. Den vitalistischen Hintergrund von Golls Fabeln erhellt per Analogie Giraudoux, der in den Berlinern von 1930 den glücklich-bedrohlichen Bazillus einer neuen, zur Missionierung Europas bestimmten, Amoralität finden wollte. „Ex eventu“ lässt sich das lesen als Vorahnung des von Berlin aus exekutierten NS-Zivilisationsbruchs.

Auch *Walter Fähnders* (Universität Osnabrück) rekapitulierte die politischen Metropolen-Fiktionen eines Romanciers der Zwischenkriegszeit. Arthur Holitscher (1869-1941) war seinerzeit, neben Paquet und Kisch, einer der produktivsten Reiseschriftsteller, sein Buch „In Amerika“ (1912) ein Prätext für Kafkas Amerika-Roman. Er gehörte zu den Ersten, die die junge Sowjetunion dem deutschen Publikum – nicht zuletzt im Hinblick auf den offiziell durch den Bolschewismus abgeschafften Antisemitismus⁵ – nahe bringen wollten. Sein Roman „Es geschah in Moskau“ (1929) knüpfte an den vielbeachteten Bericht „Drei Monate in Sowjet-Russland“ (1921) an und bildete den ersten Teil einer geplanten Trilogie, von der nur noch „Es geschieht in Berlin“ (1931) erschienen, das geplante Buch über New York indes ungeschrieben geblieben ist. Holitscher

⁵ Siehe Stefan Braese: „Deutsche Blicke auf ‚Sowjet-Rußland‘. Die Moskau-Berichte Arthur Holitschers und Walter Benjamins“, in: Deutschland und Rußland, hgg. Dan Diener u. Frank Stern. Tel Aviv: Universität Tel Aviv. Institut für Deutsche Geschichte (= Tel Aviver Jahrbuch für Deutsche Geschichte/ham-Ma k'n Le-Hist'rya Germanit XXIV [1995]), S. 117-147; Katharina Ochse: „1918. German-speaking Jewish writers visit the Soviet Union and encounter and report on Eastern Jewry in light of Lenin's decree abolishing anti-Semitism“, in: Yale Companion to Jewish Writing and Thought in German Culture, hgg. Sander L. Gilman u. Jack Zipes. New Haven u. London: Yale UP, 1997, S. 363-367.

zentriert seine fiktionalen Exkurse in den verwirrenden Alltag des nachrevolutionären Russland auf die Bewohner eines rätselhaften Moskauer Ausländergästehauses. Für Fähnders fungiert es als der organisierende Fluchtpunkt eines Romans, der immer wieder in politische Debatten insbesondere über die NEP auswuchert. In dieser Verweigerung der Erwartung auf einen konventionellen, narrativen „plot“ trete jedoch weniger der generische Verlegenheitscharakter denn die formale Lösung, das Gelingen dieses, wie die zeitgenössische Kritik schrieb, „romanlosen Romans“ zutage. Das insistente Raisonieren, die emphatische Suche nach Perspektiven der Weltverbesserung, die Holitschers Figuren an die des frühen Gorkij heranrücken, sprengt die erzählerische Anlage und scheint eben damit den Zwiespalt des (mit dem Autor Holitscher fiktionsidentischen) Ich-Erzählers gegenüber dem Stand der Revolution zu vermitteln. An einer emblematischen Szene, die sowohl in Holitschers Bericht von 1921 wie in seinem Roman von 1929 begegnet, erläuterte Fähnders die – merkwürdige, wenn auch nicht drastische – Differenz zweier Revolutionsstadien, zweier Haltungen zur Sowjetunion und vor allem zweier Reisebeschreibungsgenres. Gemeinsam ist diesen Kategorien die Figur einer Form, die Suche nach (politischen wie literarisch-ästhetischen) Formen ist.

Ein Bewegungsmuster suchender, schließlich verunsicherter und gehemmter Schritte präsentierte *Henrik Weber* (Universität Osnabrück) unter dem Titel „Der fremde Ort Paris. Überlegungen zu Franz Hessels reisender Flâneur-Figur vor und nach 1933“. Seit 1906 war Hessel als Autor wie Reisender zwischen Deutschland und Frankreich gependelt. Als ihm die Machtergreifung Hitlers den Rückweg nach Berlin versperrte, wurden diese beiden Rollen haltlos. Anhand von Hessels Schicksal fragte Weber: „Was wird aus dem Reisenden der 1920er Jahre im Exil?“ Hessels idealtypischer Flâneur bewegte sich im Grenzgebiet zwischen Vertrautheit mit und Fremdheit gegenüber dem durchstreiften Stadtraum. Von seiner Präferenz fürs Prekäre, Transitorische spricht das Hesselsche Konzept des ersten Blicks. Es ist der Blick des fremden Entdeckers vor und jenseits der Eingewöhnung. Als Schlüsseltext dieses Typs flânierender Stadtwahrnehmung interpretierte Weber „Die Vorschule des Journalismus. Ein Pariser Tagebuch“ (1927), einen Artikel, den Hessel erst habe schreiben können, da er sich, nicht mehr als Paris-Korrespondent von deutschen Blättern zum Schreiben beauftragt, die Frage nach dem Sinn seines dortigen Aufenthalts stellen müssen. Indem Hessel berichtet, wie er für einen Freund ein Pariser Hotel suchen soll, wird ihm die ganze Stadt zum Hotel. Diese Demarche nimmt der Autor elf Jahre später in einer Serie von Feuilletons noch einmal auf. Diesmal aber trifft die Zeitnot einer Flâneur-Begleiterin, die eine Schiffspassage nicht verfehlen darf, auf die Zeitlosigkeit des Flâneurs, welcher seiner ziellos schwebenden Aufmerksamkeit ihr altes Recht bewahren will. Weber versteht Hessels Rückweg ins Paris von 1938 als paradoxe Heimkehr in eine Fremde, die immer schon Heimat gewesen war, eine Heimkehr, bei der der Flâneur alter Schule indessen seine Unschuld verliert, da die gewohnte fremdvertraute Wahrnehmung der Stadt die akut neue Exil-Situation verharmlosen muss. Der Vortrag rührte an den wichtigen Punkt, an dem einem Autor das Prinzip seiner lebensräumlichen Poetisierungen abhanden kommt, der diskursive Glanz der Konzepte mit dem sozialen Elend des Schreibenden kollidiert. Ähnlich erging es der exilierten Else Lasker-Schüler in der Schweiz und im „Hebräerland“.

Das Referat von *Oliver Lubrich* (FU Berlin) zur „Berlin-Wahrnehmung nach 1933 durch ausländische Reisende“ war eine schöne Einladung, sein Buch „Reisen ins Reich 1933-1945“ nachzulesen.⁶ Lubrich führte vor, wie den über die Reichsgrenze angereisten Berlin-Touristen die Verlockung, sich in der faschistischen Hauptstadt einer verjüngenden Selbsterlebensleistung in die Arme zu werfen, zunehmend schal wird. In mehrerer Hinsicht unterschied sich ihr Erleben Berlins von den Wahrnehmungsmustern der Berliner und der Reichsdeutschen: Ihr Erleben der Stadt und des Lands begann abrupt, schockartig; sie hatten die Gelegenheit kontrastiv wahrzunehmen, sich von den heimischen Parametern, eigenen Vorerwartungen, gängigen Europa-Ideen abzusetzen; ihre Einstellung zur bereisten Fremde wandelte sich dynamisch – in der Regel von freund-

⁶ Reisen ins Reich 1933-1945. Ausländische Autoren berichten aus Deutschland, hg. Oliver Lubrich. Eichborn, 2004 (Die Andere Bibliothek, 240).

lichen Illusionen zu einem Zustand der Enttäuschung; ihre Berichte sind offener für die Aufnahme von Widersprüchen, sowohl im Erlebten wie im erlebenden Reisenden, und sie sind generisch-literarisch moderner, komplexer, da weit weniger von den Denk- und Zensurbeschränkungen der NS-Literaturpolitik erdrückt. Der allmähliche Übergang von Sympathien mit dem zur Distanzierung vom „Dritten Reich“ und die Technik einer weitgehend unberührten, auch quasi-filmisch „objektiven“ Aufzeichnung scheinen das Schreiben vor allem der angelsächsischen Autoren zu bestimmen (Martha Dodd, Thomas Wolfe, Christopher Isherwood). Diejenigen, die sich dem Land sprachlich-kulturell-geographisch näher fühlten – etwa von der deutschsprachigen Schweiz (Max Frisch, Meinrad Inglin, Annemarie Schwarzenbach) oder von Dänemark aus (Tania Blixen) – wählen grellere Perspektiven. Bei ihnen erscheint Berlin als Krankheitsherd, als kafkaeskes, bürokratisches Staatsgefängnis (Inglin), ja als exotisch-unheimliche Ferne, als Mekka, tibetanisches Hochgebirge, Atlantis und Tiefseeraum (Blixen). In den Stilregistern schließlich, die der ungenannte Autor von „Zulu in Germany“ (1938) und die russische Revolutions-Emigrantin Marie Vassiltchikov entwickelten, schlugen diese Verfremdungen ins Grotteske um. Sie scheinen am ehesten der in Berlin angetroffenen und vorbereiteten Gewalt angemessen zu sein und bieten sowohl Ansätze und Präfigurationen der von W. G. Sebald vermissten Technik der literarischen Luftkriegsdarstellung wie der erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sich entfaltenden Poetik des „maraveilloso real“. – Angefügt sei, dass dieser Vortrag auf glänzende Weise klar aufgebaut, plausibel argumentiert und luzide vorgetragen wurde. Konfusionsräte aller Fakultäten – nehmt Euch ein Beispiel.

Nach diesen Reisen ins Deutschnationale wirkten die von *Rüdiger Reinecke* (Universität Osnabrück) vorgestellten „Reisen in die Spanische Revolution“ wie enthusiastisch-konventionelle Irrgänge zwischen Mobilisierungsimpuls und Mentalitätsbefangenheit. Reinecke konzentrierte sich hier auf die deutsche Spanien-Reisenden der 1930er Jahre. Bis zum Franco-Putsch scheinen ihre Berichte spärlich geblieben zu sein. Allerdings entwickelte Ernst Toller schon 1932 in einer Artikelserie ein Programm politisch-operativen Schreibens über ein Spanien, das er allzu pauschal als durchweg rückständig vorstellte. Die in Spanien selbst verbreitete „leyenda nera“ vom reaktionär überschatteten Land verbindet sich auch bei den Revolutions-Reise-Schriftstellern der Jahre ab 1936 mit den Heterostereotypen der unfreien, trägen, aber eigensinnig-stolzen Iberer. Reinecke erinnerte daran, dass zumal die Balearen bis zum Bürgerkrieg eine wichtige Zuflucht exilierter deutscher Intellektueller waren. So für Erich Arendt, Franz Blei, Karl Otten. Und für Walter Benjamin, der auf Ibiza nicht nur Landschaft als Kontrast zur Metropole, sondern auch die Interferenz von traditional-mediterraner und modern-abstrakter Architektur erfahren zu haben scheint.⁷ Den evidenten Kurzschlüssen jener Revolutionsberichte, die als Stippvisiten journalistisch routinierter Schlachtenbummler und Nachzeichnungen überständiger Spanien-Klischees wenig für die Sache der Republikaner tun konnten, stellte Reinecke zwei Beispiele von literarisch-aktiven Revolutionsreisenden gegenüber: Augustin Suchy und Carl Einstein, die sich stärker und länger, schreibend, redigierend und im Gefecht, vor Ort für ihre Partei engagierten. Ein Seitenblick auf weitere Zeugnisse, etwa die George Orwells, führt vor Augen, dass sie am Ende Grund hatten, auch von der Uneinigkeit und den Disziplinierungsmethoden des eigenen Lagers sich abzuwenden.

Inka Zahn (Universität Osnabrück) strukturierte ihr Thema, die französischen Reiseberichte aus der Sowjetunion der Zwischenkriegszeit, nach den in diesen Texten virulenten Diskursen, die Moskau als anderen Pol, als Alternative und Constituens oder als außerhalb Europas konzipierten. Die Autoren, die einen polarisierenden Moskau-Diskurs fortschrieben, erlebten (oder präsentierten wenigstens) ihre Reise in die sowjetische Hauptstadt als fluchtartigen Sprung in eine Zivilisation, die der französischen so programmatisch gegenüber

⁷ Siehe hierzu die aufschlussreichen, noch wenig beachteten biographischen Recherchen des baskischen Lyrikers Vicente Valero: *Expérience et pauvreté. Walter Benjamin à Ibiza (1932-1933)*. Traduit de l'espagnol par Juan Vila. Rodez: La Rouergue/Chambon, 2003 (zuerst spanisch u. d. T.: *Experiencia y pobreza. Walter Benjamin en Ibiza. 1932-1933*. Barcelano: Península, 2001).

stehe, dass sie sie zum Überlaufen oder zur Rückwendung zur eigenen Welt anzuhalten schien. Dieser nahezu dezisionistischen Anordnung folgend war ihnen Moskau entweder die Stadt der Zukunft oder das Zentrum einer Gefahr für das christliche Europa. Nicht ein für allemal optierend, sondern erklärend und um Verständnis beim französischen Publikum werbend, traten dagegen die Schriftsteller auf, die in diesem Moskau eine bedenkenswerte Alternative zu dem, wovon sie ausgegangen waren, sehen wollten. Der zurückhaltenden Kritik allgemeiner Mängel – und zumal der Mangelwirtschaft – hält so das begeisterte Bekenntnis zur persönlichen Begegnung mit revolutionären Künstlern, wie Meyerhold und Eisenstein, die Waage. Für Romain Rolland – vielleicht vor Jean-Richard Bloch und Georges Duhamel der bekannteste Autor dieser Gruppe – stand hierbei 1935 die alte Vision einer Welterneuerung aus dem Osten – was auch meinen konnte, aus Indien – neben Gesprächen mit Gorkij und Stalin. Das Disparate seiner Beobachtungen und das, was Zahn das Transgressive solcher Wahrnehmungen nannte (Überschreiten der intellektuellen und kulturellen Grenzen im Zuge der Auslandsreise), könnten so etwas wie die Gegenposition zu jenem Konformismus darstellen, angesichts dessen sich André Gide im gleichen Jahr von der UdSSR abzuwenden begann. Rollands Europa-Konzept und der Platz, den Russland darin haben könnte, sei, so Zahns abschließende These, erst aus heutiger Perspektive einzuordnen zwischen konkurrierenden Modellen, die Europäizität an eine feste Kernzone verankern und am Abstand zu ihr messen oder sie, mit Ottmar Ette und Paul Michael Lützeler, gerade in der Diversität der europäischen Orte definiert zu finden.

Gegenläufige russische Perspektiven brachte der Vortrag von *Wolfgang S. Kissel* (Universität Bremen) zur Geltung: „Transitstation, Fluchtpunkt, Enklave. Der russische Berlin-Text der frühen Zwanziger Jahre“. Eindrücklich rekapitulierte er die Revolutions-Emigration von etwa 600.000 Russen, die Anfang der 1920er Jahre Mittel- und Westeuropa erreichten. Mehr als die Hälfte davon kam, wie die Forschungen Fritz Mieraus und Karl Schlögels dargelegt haben, nach Berlin. Die Stadt wurde zur Prolog-Station einer Emigration, die sich im Rückblick als erste und intellektuell-literarisch produktivste und eigenständigste nach der Oktoberrevolution erwies. Trotz der Restriktionen mit denen die junge Sowjetunion den Ausreisewilligen begegnete, lebten die 1920-1924 nach Berlin gekommenen Russen in einem liminalen Zustand: nicht mehr dabei, aber noch nicht endgültig draußen. Nicht nur auf den Titelei ihrer Buchpublikationen bildete sich der merkwürdige städtische Chronotopos Berlin – Moskau – Petrograd. Was die Schule von Tartu als Dichotomie eines Moskau- und eines Petrograd-Textes herauspräpariert hatte, eine spannungsreiche Juxta- und Superposition, die eine fundamentale Polarität der russischen Literatur ausmacht, dehnte sich nun auf die deutsche Hauptstadt aus: aus dem russisch-europäischen Petrograd wurde das russisch-europäische Berlin.⁸ Kissel untersuchte diese Konfigurationen an Viktor Sklovskijs „Zoo oder Briefe nicht über die Liebe“ (1923). Das Buch knüpfe intertextuell an ein paradigmatisches Werk der westlich orientierten russischen Aufklärung, Karamsins „Briefe eines russischen Reisenden“, an, um dieses Muster indes nach formalistischen Strukturierungskategorien umzuordnen. An den wie klaffend offenstehenden Sklovskijschen erkannte Kissel mehrere anspielungs-thematische Reihen: eine erotische, vestimentäre, technische, animalische, politische, eine Reihe der topographischen Überblendungen und eine der wechselseitigen Durchdringung und Verunsicherung der Textgenres und ihrer Geltungsansprüche. Das Ende aber scheint eine Konzession. In einem Antragsschreiben bittet der Autor um seine Wiederaufnahme in das Land, aus dem er nach Berlin emigriert war. So schwer es ist, auch das als Teil des bloßen Diskurstypenspiels zu lesen, der avantgardistische Geländegewinn von Sklovskijs Prosa bleibt. Im Rücken der von ihr praktizierten Poetik der Auslassung konstruierte sie einen gemeinsamen künstlerischen russisch-europäischen Raum. Seine Raffinesse verdankt Sklovskijs Buch der in ihm durchgeführten, doppelten (konzeptuell-schriftstrukturevidenten) Reflexion eines Literaturtheoretikers, der das von ihm selbst aufgefundene Schema zu einer literarischen Reflexion zweiter Potenz erhebt.

⁸ Vgl. zu letzt Exklusion. Chronotopoi der Ausgrenzung in der russischen und polnischen Literatur des 20. Jahrhunderts, hg. Wolfgang Stephan Kissel u. Franziska Thun-Hohenstein. München: Otto Sagner, 2006.

Dass das Inversive, Selbstreferentielle solcher Figuren nicht ins beliebte Feld des Dilemmatischen und Aporetischen hinausführen muss (was es in keinem der Osnabrücker Vorträge tat), sondern als eine Art stetige Unruhe auch zur Rehabilitierung des Intellektuellen taugen kann, verdeutlichte abschließend *Wolfgang Klein* (Universität Osnabrück). Seine Überlegungen zur „Figur des Intellektuellen (in Europa)“ schlugen dort, wo sich mit Erich Auerbach der Figura-Begriff der patristischen Typologie auf den Vergil der „Divina Commedia“ übertragen lässt, die Brücke zur Neuzeit. Der realprophetische Anspruch des mittelalterlichen Schriftstellers sedimentiert sich als Kritikpotential des modernen Intellektuellen – im Rückblick wohl auch schon Dantes, der für Auerbach ein Dichter der irdischen Welt war. Die innerweltliche, gesellschaftspolitische Entfaltung der Intellektuellen-Rolle erfolgte dann bekanntlich im Frankreich des 19. Jahrhunderts – Klein betonte hier nicht erst Zola und die Dreyfus-Affäre, sondern verwies auf Grundsatzäußerungen von Victor Hugo und Ernest Renan aus den 1860er Jahren. „Tempi passati!“, ruft man an dieser Stelle spätestens seit dem vergangenen Jahrzehnt. In postmodernen Zeiten scheint alle Wahrheitsbehauptung relativiert, jeder Geltungsanspruch die unmittelbare Gegenwart zu überschreiten, als irrelevant und frevelhaft erledigt. Klein diskutierte einige Begründungen dieses Befunds. Der Verlust der Zentralstellung des Textes in den neueren Medienkulturen scheint den Intellektuellen, dessen Mittel das Wort ist, zu entmachten (so Derrida); in der sich weiter ausdifferenzierenden Gesellschaft wird sich nur noch der spezialisierte behaupten können – und nicht mehr der universalistisch auftretende (so Foucault). Diesen Bestimmungen stellte Klein einen Prototyp des Intellektuellen gegenüber, der immer schon hybride, mit den diskursiven und strukturellen Machtinstanzen seiner Zeit vermittelt, denen er sich weder autonom entziehen (Pierre Bourdieu) noch völlig überlassen (François Beilecke) darf und kann. Er ist eine immer schon unreine Figur, ins Tagesgeschäft und den Tagesstreit verstrickt und dennoch relativ frei, relativ autonom (so Norbert Elias) für das, was ihm richtig scheint, das Wort zu ergreifen. Klein scheute sich nicht, sich hierfür auf Heinrich Mann zu berufen, bei dem der Intellektuelle als Kämpfer des Geistes erscheint. Das wird, neunzig Jahre später, nicht jeder so formulieren, aber nur wer die Geschichte für beendet hält, wird sich wundern, dass die Gegenwart Intellektuelle hervorbringt, die wissen und streitig darüber mitreden wollen, wohin die Reise geht.

Viele Schneisen durch ein großes und dichtes Gebiet: Die Wege zur Erforschung der literarischen, kulturellen und politischen Imaginationen-Interferenzen zwischen Paris, Berlin und Moskau 1918-1938 sollten demnächst (auch) über Osnabrück führen. Abschließend einige Vorschläge, wo sie weitermachen könnte: Etwa beim Begriff der Metropolen selbst. Seine heutige Geläufigkeit scheint vergessen machen zu wollen, wie jung er ist. Dass es seit kurzem in Berlin sowohl ein Georg-Simmel-Zentrum für Metropolenforschung (HU) wie ein Centrum für Metropolenforschung (TU) gibt, etabliert ihn für gegenwartsbefangene Großstädter so, als müsste es ihn immer schon gegeben haben. Erste neuere Erkundungen deuten indessen darauf hin, dass erst das Berlin der 1920er Jahre – das Berlin, in dem Hegemanns Buch über das „Steinerne Berlin“ und Fritz Langs „Metropolis“-Film entstanden – den Anschauungs-, Erfahrungs- und Reflexionsraum abgegeben hat, in dem dieser Terminus seine seither scheinbar selbstverständliche Bündelungskraft und Ausstrahlung gewann.⁹ Auch hierbei jedoch sollten sich die Begriffsräumen der beiden anderen Städte erkenntniserweiternd auf den Berlinischen beziehen lassen. Von Moskau aus erscheint das Metropolitanische auch als Säkularisat des Amtsbereichs, in dem der Metropolit seinen Segnen erteilte, von Paris aus auch als das (verkehrstechnische wie mnemische) Verbindungsnetz, das zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit dem Bau der dortigen Métro geschaffen wurde.

Niemand eignete sich so gut zur Musterfigur, diese Metropolen-Begriffe, den theokratischen, den modernen und den medialen, zusammenzuführen, wie derjenige deutsch-jüdische Intellektuelle, dessen Leben, Denken und Schreiben in den 1920er und 1930er Jahren wesentlich durch die Trias dieser Orte bestimmt war. Nicht

⁹ So der provisorische Befund eines unveröffentlichten Vortrags von Gerwin Zohlen (Berlin), der eine größere Studie über die Geschichte des Begriffs Metropole plant.

zufällig fiel fast in jedem Osnabrücker Vortrag der Name Walter Benjamin.¹⁰ Benjamin hat versucht, literarische, ästhetische und politische Konzepte aus dem Paris der Proustschen „Recherche“ und der Surrealisten ins Berlinische zu übersetzen, die ausgetretenen Wege seiner Berliner Existenz im sowjetischen Moskau hinter sich zu lassen, endlich auch der Pariser Umwelt seines Exils einen verpflichtenden Begriff des weiterhin brauchbaren Besten zu geben, was aus dem Berlin der Zeit vor 1933 zu retten war. Obwohl keine dieser Transfer-Bemühungen ein anhaltender Erfolg beschieden war, erscheint Benjamin als Denker der europäischen Metropolen um 1920/30. Und obwohl er quälend lang am Tropf seines Berliner Elternhauses hängen blieb, ist er unter allen Personen der deutschen Theoriegeschichte vielleicht der emphatischste Reisende. Die „Einbahnstraße“ sagt es schon im Titel, wie sehr ihr Autor die traditionelle Allegorie der Lebensreise aktualisiert, motorisiert, auf die Progressivität ihrer einsinnigen Richtungsanweisung befragt. Sie versteht die Straße als intellektuelle Prozession, die Stadt als Buch.¹¹ Ohne Weiteres lässt sie durchblicken, dass ihre Reflexion über diejenigen, die in der Liebe „das ewigen Reisen“ suchen, als Selbstportrait zu sehen ist. Zumal war der Benjamin des Jahres 1928 wohl selbst einer jener „Melancholiker, die da Berührung mit der Muttererde zu scheuen haben.“¹²

Das seltsame Genre der „Einbahnstraße“ impliziert die Frage nach den Gattungen und Textsorten, den Typen und Modi der Literarisierung von Metropolen- und Reise-Erfahrung. Die Osnabrücker Vorträge verhandelten sie mehr „implicite“, einige allerdings auf implizite Weise intensiv; und die Einleitung zu dem Band „Berlin – Paris – Moskau“ präsentiert einige komplexe und weitreichende Reflexionen zur Spannung des Dokumentarischen und des Narrativen in aller „Reiseschreibung“.¹³ Sie verdeutlicht, dass hier mit im schlechteren Sinn akademischen Distinktionen wenig erreicht ist. Die Grenze zwischen Faktizität und Fiktionalität, verlässlichem Protokoll (etwa eines Reiseführers oder Reiseberichts) und unzuverlässiger Rhetorik (etwa eines Reiseromans oder Erweckungsberichts mit Damaskus-Szene) bleibt fließend und kann auch so verlaufen, dass sie beide Gebiete, das des Realen und das des Vorgespiegelten, gleichermaßen umfasst, ausgrenzt oder kreuzt. Besonders die Vorträge von Oliver Lubrich und Rüdiger Reinecke riefen die Korrespondenzen zwischen den Genres der literarischen Mobilitäts-Vermittlung und damit das Appellative aller Reisetexte in Erinnerung. Sie wollen alle glaubhaft schildern, gewinnend vor Augen stellen, das Tun des reisenden Autors rechtfertigen, seine Schritte nachvollziehbar machen und zu ihrem Nachvollzug aufrufen. Dass jeder in etwa vollständige Satz eine Bewegung macht, insofern propositional, narrativ, argumentativ eine Reise ist, mag zwar gelten, überblendet aber die verschiedenen Strategien und Motive sowohl der Autoren wie der Leser von Reisetexten. Orientierung im Fremden, Lokalisierung des Eigenen anhand des Anderen (und vice versa), Vervollständigung der Vorstellung vom Menschenmöglichen suchen sowohl ihre Produzenten wie ihre Rezipienten, aber Text für Text und Jahr für Jahr anders.

Globalisierte mediale Kommunikation lässt die inzwischen allgegenwärtige Frage nach der Rückwirkung dieser Schriften auf die beschriebenen Bereiche zurückdenken auf frühere Verhältnisse, wie sie in Osnabrück zur Sprache kamen. Wobei auch die Nichtbeachtung – wonach es den Parisern der 1930er Jahre vermutlich unbekannt und ganz gleich war, wie Franz Hessel ihre Stadt beschrieb – signifikant ist: als Zeichen für die intellektuelle Notwendigkeit und praktische Trennung von Innen- und Außenperspektive auf einen Ort. Und als historisch gewordenen Stadium eines Verschmelzungsprozesses. Je stärker die Metropolen des 21. Jahrhunderts sich einander angleichen (sollen), desto heimischer und fremder könnten sich ihre Bewohner darin

¹⁰ In Berlin, Paris, Moskau (Anm. 3) gilt seiner sowjetischen Reiseerfahrung ein Essay von Michail Ryklin: „Hinter den Kulissen der Revolution. Walter Benjamins Roter Oktober“, S. 253-270.

¹¹ Siehe Benjamin: Einbahnstraße (Anm. 2), S. 98 („Stückgut: Spedition und Verpackung“).

¹² Ebd., S. 67 („Antiquitäten. Alte Landkarte“).

¹³ Siehe Walter Fähnders, Nils Plath u. Inka Zahn: „Einleitung“, in: Berlin - Paris - Moskau (Anm. 3), S. 9-29, bes. S. 14-19.

vorkommen. Sie könnten die Stadt als Stätten der Diversität auflösen in Cluster von Vorstädten, die sozial-ethnisch homogen sein soll, oder sie weiter aufsuchen in der Hoffnung, sie böten, was das eintönige „Suburbia“ nicht aufweist. Die Kluft zwischen Stadt und Provinz wird hierbei sowohl eingeebnet wie vertieft. Die gleiche Figur gilt, wie die Osnabrücker Tagung zeigt, schon für das erste Drittel des 20. Jahrhunderts: Was Europa war, wurde und wird deutlich dort, wo es sich zunehmend stärker osmotisch – kommunikativ, medial, demographisch, kulturell – vermittelt mit der Welt. Die Reiseberichtsforschung sucht Grundmuster solcher Austauschbewegungen. In Osnabrück war zu sehen, dass sie ihre Beweglichkeit aus dem Beunruhigten, Unsteten, Unzufriedenen ihres Gegenstands bezieht. Das macht sie aktuell.

Justus Fetscher

Kontakt:

Dr. Justus Fetscher

Zentrum für Literatur- und Kulturforschung (ZfL)

Jägerstraße 10-11

10117 Berlin

E-mail: FetscherJu@gmx.de

Copyright

Arbeitsgemeinschaft historischer Forschungseinrichtungen in der Bundesrepublik Deutschland e.V., 2006.

Kein Teil dieser Publikation darf ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung der AHF in irgendeiner Form reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

AHF, Schellingstraße 9, 80799 München

Telefon: 089 – 13 47 29, Fax: 089 – 13 47 39

E-Mail: info@ahf-muenchen.de, Website: <http://www.ahf-muenchen.de>

Empfohlene Zitierweise / recommended citation style:

AHF-Information. 2006, Nr.112

URL: <http://www.ahf-muenchen.de/Tagungsberichte/Berichte/pdf/2006/112-06.pdf>